

Objektyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **50 (1924)**

Heft 17

PDF erstellt am: **11.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Legen Sie Wert auf vornehme Fussbekleidung *Löw-Schuhe*

heiten unsicher fühlt, dann wendet man sich an einen Rechtsanwalt.

Das tat auch der Stadtverwalter von Cuttletown.

Der Rechtsanwalt studierte den Fall Brafer-Dottery eingehend, und als er zu der Ansicht gekommen war, daß die Stadt den drohenden Prozeß unbedingt verlieren würde, schrieb er an M. Jim Dottery in New York. Er hätte auch einfach U. S. A. schreiben können. Wer würde Jim Dottery, dies winzigste Körnchen Sand, in der Millionenstadt aufspüren?

Das zweite Wunder!

Die Post fand Jim Dottery, nachdem der Brief des Rechtsanwalts die Etappen zurückgelegt hatte, die Jim vorausgegangen war. Jim hatte siebenundvierzigmal den Beruf und sechzehnmal die Wohnung gewechselt.

Sämtliche Poststellen von New York scheinen nur die eine Aufgabe zu kennen, den Brief aus Cuttletown in Jims Hände zu leiten.

Jim Dottery saß im Baloniahotel und

flötete mit gespitzten Lippen die Worte nach, die ihm die kleine Mary vorsagte.

Und dann hielt er den Brief in der Hand, wurde blaß und rot und wieder blaß. Und die hübsche kleine Mary strich sich nervös das schwarze geschittelte Haar, überlegte zuerst, ob sie den Preis für die volle Unterrichtsstunde berechnen dürfe (bei der Störung) oder nicht. Und dann zeigte sie, was alle Frauen so gern zeigen und doch niemals zeigen wollen, daß sie es zeigen müssen: Neugierde.

Jim Dottery reichte ihr den Brief und seine Augen glänzten. Jim Dottery war ein Krösus geworden. Jim Dottery brauchte keine Teller mehr zu spülen und Gläser zu polieren. Jim Dottery konnte sagen Yes oder No, ganz wie es ihm beliebte. Jim Dottery konnte jetzt sogar Deutsch reden und alle Welt würde ihn verstehen. Jim Dottery brauchte nicht länger in seiner Dachbox zu schlafen, sondern konnte in die siebzehnte Etage ziehen, und die kleine, liebe Mary mußte die längsten Rechnungen für ihn anlegen.

Jim Dottery hatte auf einmal die ganze Welt in der Tasche.

Der Rechtsanwalt in Cuttletown war zweifellos kein Menschenfreund, er war ein praktischer Geschäftsmann. Und für eine juristische Auskunft bekommt man nicht soviel Dollars, als von einem erfreuten Klienten für einen gewonnenen Prozeß.

Die kleine Mary war etwas aus dem seelischen Gleichgewicht gekommen. Jim Dottery, der ihr allerdings schon immer gut gefallen hatte, schien ihr in diesem Augenblick wie mit einer Aureole geschmückt, und dann, nur um etwas zu sagen, flötete sie: Allright und gratulierte ihm.

Die Unterrichtsstunde war an diesem Abend vorbei.

Jim fuhr im Lift bis zum dreißigsten Stock, ging in seine Kammer und überlegte gründlich.

Die kleine Mary aber stand noch vor dem Spiegel, strich sich die Kräuselöckchen unter dem schmutzigen Kapothütchen zurecht, puderte sich die heißen Wangen mit einer Miniaturquaste und sagte leise vor sich hin: Mrs. Dottery.

Das klang so schön, daß sie es wiederholte. Es hörte ja niemand zu.

In diesem Augenblick dachte sie aber nur an Jim und nicht an die vielen, vielen Dollars, die er vielleicht bekommen sollte. Und dann fuhr sie zu den Eltern nach Osten und las in der Untergrundbahn die neuesten Sensationsmeldungen der Abendblätter.

Für Jim Dottery sollten an diesem denkwürdigen Tage die Aufregungen aber noch nicht zu Ende sein.

Ein Besucher ließ sich melden.

Jim Dottery hatte keinen Bekannten in ganz New York, der ihn eines Besuches würdigen konnte.

Wer war dieser Herr Jefferson, der ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen wünschte?

Der gute Jim war doch noch ein Greenhorn, sonst hätte er von der Existenz dieses fabelhaften Mannes eine Ahnung gehabt.

Jefferson betrieb (anders kann man es kaum bezeichnen) ein Auskunftsbureau im Hauptgeschäftsviertel, hatte sich aus kleinen Anfängen zu einem mächtigen und einflußreichen Mann hinaufgebogen und beschäftigte über fünfhundert Angestellte. Jefferson wußte alles. Jeffersons Auskünfte waren die schnell-



Guter Rat.

„Herr Dokter, verbüte Sie mim Ma doch das viel rauche, es tuet em gar nit guet.“  
„Er söll doch Habanero=Stümpe rauche, wie-ni!“